

Ecce homo

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ECCE HOMO

Im Spätherbst 1888 schrieb sich Friedrich Nietzsche in Turin mit fliegender Feder sein autobiographisches Buch „*Ecce homo*, Wie man wird, was man ist“, von der Seele. An seinem vierundvierzigsten Geburtstag begann er; drei Wochen später lag das Manuskript fertig da. Den Fall Wagner, die Götzendämmerung, den Antichrist hatte dieses Jahr schon gezeitigt; die Umwertung aller Werte war beim Antichrist stehen geblieben. Zu einem Rückblick auf sein Leben und Schaffen, zu einer Rechenschafts-ablage sich selbst gegenüber, zu einer scharfen Präzisierung seines Persönlichkeitswertes *sub specie aeterni*, wie man wohl sagen kann, drängte es nun auf einmal Nietzsche. So entstand diese Autobiographie mit dem seltsam blasphemisch klingenden Titel und dem programmatischen Schlusspunkt: Dionysos gegen den Gekreuzigten . . .

Zwanzig Jahre hat es gedauert, bis wir diese Schrift als zusammenhängendes Ganzes kennen lernen durften. Beim Zusammenbruch Nietzsches an der Jahreswende 1888/89 war der Druck zwar schon im Gange; allein es ist dann Overbeck, der Basler Kirchenhistoriker, gewesen, der als vorläufiger Nachlasshüter das Erscheinen des *Ecce homo* verhindert hat, und die Motive — schreibt Dr. Raoul Richter, der heutige Editor —, — welche Overbeck den Verwandten des Philosophen für seine Handlungsweise angegeben hatte, blieben auch dem Nietzsche-Archiv zunächst massgebend. „Zunächst“ — zwei Dezennien lang. Inzwischen hat dann Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche, Friedrichs Schwester, für den letzten Band ihrer Biographie Nietzsches das *Ecce homo* fleissig ausgebeutet. In diesem 1904 datierten Band bringt auch sie ihr Motiv der Nochnichtveröffentlichung vor: „Solange noch solch widerliche und unwahre Bücher und Artikel über Friedrich Nietzsche, wie sie noch jetzt erscheinen, Leser finden, die sich nicht voller Entrüstung davon abwenden, so lange scheint mir die Zeit der Veröffentlichung noch nicht gekommen zu sein. Diese Generation . . . wird wohl erst verschwinden müssen, ehe man imstande sein wird, eine Erscheinung wie die Friedrich Nietzsches mit Ehrfurcht und Gerechtigkeit zu beurteilen, ehe überhaupt das *Ecce homo* verstanden werden kann.“

Und in einer Anmerkung zu dieser (nicht eben besonders einleuchtenden) Motivierung teilt Frau Elisabeth die Schrift in zwei Hälften ein: Das *Ecce homo* besteht aus einer Reihe autobiographischer Skizzen (eine recht unglückliche Charakteristik!), deren erste Hälfte noch ganz von der glücklichen Stimmung jener goldenen Herbsttage erfüllt ist (in der Schrift heisst es einmal herrlich: „ich habe nie einen solchen Herbst erlebt, auch nie Etwas der Art auf Erden für möglich gehalten — ein Claude Lorrain ins Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit“). „Später — sagt die Schwester — kommt ein fremder, gereizter Ton hinein, der hie und da etwas Krankhaftes hat, doch gibt es keinen einzigen persönlichen Angriff darin“ (immerhin: gehört der Passus über Widmann und Spitteler auf pag. 53 der jetzt vorliegenden Ausgabe nicht zu den ausgesprochen persönlichen Angriffen? Raoul Richter war da offenbar anderer Ansicht als Frau Elisabeth; sonst hätte er bei den genannten Beiden nicht erst ihr Einverständnis mit dem getreuen Abdruck dieser Stelle eingeholt, vergl. S. 147/48).

Overbeck, der bedachtsame Freund, hatte triftigere Gründe zur Sistierung des Drucks Anfang 1889. An Peter Gast (Köselitz) schrieb er damals, Ende Februar: „Mag diese Schrift auch auf der Bahn liegen, die den Verfasser schliesslich zum Wahnsinn geführt hat, mag selbst, da sich so viel am Ende auch von seinen andern Schriften sagen lässt, dem Leser dabei ganz besonders schwindlig werden; was ich davon kenne, macht doch durchaus nicht den Eindruck des eigentlichen Wahnsinns; im Gegenteil, auch dies wenige ist mir als eine höchst bedeutsame Äusserung desselben Menschen erschienen, den ich seit langem kenne . . . Kurz, ich bin schon jetzt durchaus nicht geneigt, Unterdrückung dieser Schrift für das Richtige zu halten . . . Was ich besorge, ist die Kollision des Moments mit der Extravaganz der Schrift in der Öffentlichkeit. Mir scheint es richtiger zu sein, der Literatur Nietzsches Zeit zu lassen, Boden zu fassen, was sie in aller Stille, auch nach dem, was geschehen ist, beständig kann und was auch kein wirklich langwieriger, über mehr als ein paar Jahre sich erstreckender Prozess zu sein braucht, bis dieser merkwürdige Kommentar hervortritt. Halten wir es damit anders, so weiss ich nicht, ob bei der Aktualität des Wahnsinns Nietzsches nicht ein solcher

Lärm entsteht, dass auch jener Prozess empfindlich gestört wird und Nietzsches Schriften überhaupt für eine längere Reihe von Jahren für das Publikum sich als Produkte des Wahnsinns verlieren“ (vergleiche Band II von C. A. Bernoullis durch Zensurschwärzungen russisch kastriertem Buche „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche“, bei Diederichs in Jena).

Die Argumente Overbecks lassen sich durchaus hören; aus den paar Jahren sind allerdings zwanzig geworden, obwohl im Grunde schon seit einem Dezennium der Ruhm Nietzsches so fest begründet (und deshalb auch so heftig befehdet) ist, dass seine Schädigung durch die Publikation des *Ecce homo* als ausgeschlossen gelten konnte. Und überdies muss doch noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass Nietzsche selbst durchaus die Schrift zum Druck bestimmt, ja bereits sich um deren Übersetzung (in erster Linie ins Französische) sorglich bemüht hat.

Auf Ende 1908 ist *Ecce homo* erschienen. Es wurde für den Insel-Verlag zu Leipzig in 1250 Exemplaren (davon 150 auf Japan) bei Friedrich Richter in Leipzig gedruckt. Titel, Einband und Ornament zeichnete Henry van de Velde — so liest man auf der letzten Seite des Buches, dessen einzelne Exemplare numeriert sind; denn das *Ecce homo* soll dem *profanum vulgus* vorenthalten bleiben — vorläufig wenigstens. Es ist ein Prachtband in Quartformat, von vornehmer Ausstattung und herrlich gedruckt. Als etwas Exklusives will das Buch gelten. Dass dies auch Nietzsches Absicht gewesen sei, darüber finde ich keine Angabe. Im Gegenteil. Richter, der Editor, der sich für wortgetreue Reproduktion des Originalmanuskripts verbürgt, teilt mit, dass zwar im Nietzsche-Archiv in Weimar ein Titelblatt vorhanden sei: *Ecce homo*. Ein Geschenk an meine Freunde: „Doch wurde die Absicht, der Autobiographie einen privaten Charakter zu wahren, bald aufgegeben“ (pag. 134). Die Edition in ihrer heutigen Gestalt hat mit einem Privatdruck entschiedene Ähnlichkeit.

Erst ein kurzes Vorwort. Es beginnt mit den Worten: „In Voraussicht, dass ich über kurzem mit der schwersten aller Forderungen an die Menschheit herantreten muss, die je an sie gestellt wurde (gemeint ist jedenfalls die Forderung der Umwertung aller Werte), scheint es mir unerlässlich, zu sagen, wer ich bin.“

Zwar habe er sich nicht unbezeugt gelassen, aber seine Zeitgenossen haben ihn weder gehört, noch auch nur gesehen. „Unter diesen Umständen gibt es eine Pflicht, gegen die im Grunde meine Gewohnheit, noch mehr der Stolz meiner Instinkte revoltiert, nämlich zu sagen: Hört mich! denn ich bin der und der. Verwechselt mich vor allem nicht!“

Auch später kehrt in der Schrift das Motiv wieder, dass er ein Einsamer, Unverstandener geblieben ist. In der furchtbar grimmigen Abrechnung mit den Deutschen — gegen Ende des *Ecce homo* hin —, wo er an seiner Nation kaum einen guten Faden lässt („rechne ich meinen Verkehr mit einigen Künstlern, vor allem mit Richard Wagner ab, so habe ich keine gute Stunde mit Deutschen verlebt“) — in dieser Abrechnung stehen die Sätze: „Ich nehme niemanden aus (von der allgemeinen deutschen Taktlosigkeit ihm gegenüber), am wenigsten meine Freunde Ich sage es jedem meiner Freunde ins Gesicht, dass er es nie der Mühe für wert genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studieren . . . Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehen als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmassung? . . . Zehn Jahre: und niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er vergraben lag Ich selber habe nie an alledem gelitten, das Notwendige verletzt mich nicht; *amor fati* ist meine innerste Natur.“

„Ich habe nie an alledem gelitten.“ Wer es glauben möchte! Aber wir wissen ja aus so manchem Zeugnis, dass es so ganz anders war, dass Nietzsche an diesem Nichtbeachtetwerden, vor allem an diesem Immereinsamerwerden furchtbar schwer gelitten hat. Wie aufschlussreich ist übrigens das Wörtlein absurd; als wenn das Notwendige irgend einer tadelnden Qualifikation bedürfte.

Zarathustra-Worte werden zitiert in dem Vorwort — „ich habe mit ihm der Menschheit das grösste Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch . . . ist nicht nur das höchste Buch, das es gibt . . . es ist auch das tiefste“ — „hier, im Zarathustra, wird nicht ‚gepredigt‘, hier wird nicht Glauben verlangt.“ Dieser Gedanke wird im Schlusskapitel der Schrift „Warum ich ein Schicksal bin“ aufgenommen und leidenschaftlich

instrumentiert: „mit alledem ist nichts in mir von einem Religionsstifter — Religionen sind Pöbel-Affären, ich habe nötig, mir die Hände nach der Berührung mit religiösen Menschen zu waschen . . . Ich will keine ‚Gläubigen‘ . . . ich habe eine erschreckliche Angst davor, dass man mich eines Tages heilig spricht; man wird erraten, weshalb ich dies Buch vorher herausgebe, es soll verhüten, dass man Unfug mit mir treibt . . . Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst . . . Vielleicht bin ich ein Hanswurst . . . Und trotzdem oder vielmehr nicht trotzdem — denn es gab nichts Verlogeneres bisher als Heilige — redet aus mir die Wahrheit.“

Hier noch die Einteilung dieser seltsamsten aller Autobiographien: Warum ich so klug bin — Warum ich so weise bin — Warum ich so gute Bücher schreibe. Dann folgen die Bücher chronologisch aufgereiht, von der Geburt der Tragödie über die Unzeitgemässen hinweg (wo er uns als seine wichtige Entdeckung mitteilt, dass sowohl „Schopenhauer als Erzieher“, als „Wagner in Bayreuth“ „im Grunde bloss von mir reden“, hier als „Vision meiner Zukunft“, dort als „meine innerste Geschichte, mein Werden“) bis zur Götzendämmerung und zum Fall Wagner. Das letzte Kapitel nannten wir schon: Warum ich ein Schicksal bin. Das stellenweise so wundersam feierliche Gedicht „Ruhm und Ewigkeit“ bildet den mächtig und erhebend verrauschenden Abgesang: „denn ich liebe dich, oh Ewigkeit“ — —

Stilistisch entfaltet das *Ecce homo* den ganzen reichen Glanz von Nietzsches Wortkunst. Ein heisser Windhauch weht durch diese Seiten, der ganze Rhythmus hat etwas Sengendes, Fiebriges, Peitschendes. Man liest fast mit verhaltenem Atem: wohin wird sich der Autor noch versteigen? Bis dann aus dem *Ecce homo*, mit dem Pilatus den Mann im Purpur und mit der Dornenkrone vorstellt, das *Ecce Dionysos* wird, mit dem Nietzsche sich selbst vorstellt.

Man stösst auf unendlich ergreifende Stellen. Ich denke vor allem an die, wo Nietzsche das ganze unermessliche Glück seiner Freundschaft mit Wagner aufleben lässt, auf der Folie seiner spätern endgültigen Abkehr von ihm — da ahnt, nein, da greift man wieder mit Händen, wie dieser Seelenschmerz nie zum Schweigen gekommen, wie er in gewissem Sinne die Tragödie

von Nietzsches Leben gewesen ist. „Ich weiss nicht, was andere mit Wagner erlebt haben, über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen . . . ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribtschen aus meinem Leben weggeben.“ Verbrenne, was du angebetet hast: einem Chlodwig macht dieser Befehl des tau-fenden Pfaffen keine Beschwerde; aber ein so fein gearteter Mensch wie Nietzsche leidet an demselben Befehl, den ihm sein Zarathustra-Daimon auferlegt, unendlich und unheilbar.

Über die Deutschen ist hassvoller, verächtlicher nie geredet und geschrieben worden, als es in diesem *Ecce homo* geschieht. Wie muss Nietzsche seine Deutschen geliebt haben, um zu einem solchen Hass den Antrieb in sich zu spüren! Ist es nicht doch letzten Endes der von ihm so blutig verhöhnnte deutsche Idealismus, der ihn bei der Einschätzung seiner Landsleute viel zu hoch hatte greifen lassen und an dem er sich dann durch schnaubenden Zorn und massloses Schelten gerächt hat?

Es ist dieses Masslose, was schon mehr als Einen von Nietzsche ferngehalten hat. Solche werden das *Ecce homo* von vornherein als eine unmögliche Lektüre wegschieben. Wer über dem bleibend Grossen und Wertvollen, was in Nietzsches Persönlichkeit und Denken zutage getreten ist, diesen Mangel an der hellenischen Kardinaltugend, der Sophrosyne als etwas Sekundäres mit in den Kauf nimmt, ja unter Umständen sogar dem erstaunlichen Schauspiel dieses Vulkanausbruchs entzückt zuschaut: der wird auch dem *Ecce homo* seinen spezifischen Wert als Bekenntnis- und als Anklageschrift zuerkennen. Eine sehr fühlbare Lücke würde das Fehlen dieser Schrift nicht bilden, und dass das *Ecce homo* „wörtlich die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke sprengt“, dass es „höchster Superlativ von Dynamit“ ist, wie Nietzsche im Dezember 1888, seinem Schicksalsmonat, an Peter Gast schrieb — dem widerspricht schon die eine Tatsache, dass das endliche Erscheinen dieser Schrift so wenig Erstaunen hervorgerufen hat. Für den Ruhm Nietzsches bedeutet das keine Einbusse.

ZÜRICH

H. TROG

